

Rezensionen

Musikalische Schätze in Regensburger Bibliotheken (Regensburger Studien zur Musikgeschichte, Bd. 13), hrsg. von Katelijne Schiltz, ConBrio Verlagsgesellschaft, Regensburg 2019

Warum erscheint im Jahr 2019 ein Sammelband zu Musikquellen unterschiedlicher Provenienz, deren einzige Verbindung ist, dass sie heute in Bibliotheken einer süddeutschen Stadt aufbewahrt werden? Auf den ersten Blick haben diese „Schätze“ nicht viel miteinander zu tun: Choralfragmente aus Einbänden, musiktheoretische Konvolute, gedruckte Missalien, Chor- und Stimmbücher mit mehrstimmiger Musik, Drucke von Orgelpredigten und autographe Stimmsätze. Der von Katelijne Schiltz herausgegebene Band, der aus einer Ringvorlesung an der Universität Regensburg im Sommersemester 2017 hervorgegangen ist, erzählt folgerichtig sehr unterschiedliche (Musik-)Geschichten: Kodikologie findet genauso Raum wie Sammlungs- und Bibliotheksgeschichten. Der Band stellt Geschichten von Musikern und Geistlichen neben die von Klöstern und Diözesen. Geistliche und weltliche Musik wird ebenso behandelt wie das Druck- und Publikationswesen.

Wenn man bedenkt, an welchem Ort die Quellen aufbewahrt werden, wird der Sinn des Sammelbandes klar. Denn anders als viele andere süddeutsche Städte beheimatet Regensburg gleich drei bedeutende Musikbibliotheken: Die Staatliche Bibliothek, die Fürst Thurn und Taxis Hofbibliothek und die Bischöfliche Zentralbibliothek. Die Letztgenannte enthält immerhin die drittgrößte Musiksammlung Deutschlands. Die Beiträge zum vorliegenden Sammelband stellen den ganzen Reichtum der Bestände dar, deren Schwerpunkte vor allem auf dem Mittelalter sowie der Frühen Neuzeit liegen. Nach Schiltz liegt dem Buch eine doppelte Fragestellung zugrunde, nämlich die nach der Entstehung, aber auch nach der Wirkungsgeschichte der Quellen. Hier wird die große Stärke jener außergewöhnlichen Sammlung von (nur scheinbar) heterogenen Studien sichtbar: Obwohl die Entstehungskontexte sehr unterschiedlich sind, kommen sie in ihrer Rezeptionsgeschichte an einem Ort zusammen.

Aber nicht nur die Rezeption, sondern auch die Entstehung vieler dieser Quellen trägt in beträchtlichem Maße zum Verständnis der Stadtgeschichte Regensburgs bei. Der Beitrag von Andrea Lindmayr-Brandl bespricht die frühesten gedruckten Regensburger Missalien, die zwischen 1485 und 1518 in neun verschiedenen Ausgaben für die Liturgie an allen Altären in der Diözese publiziert wurden. Wie das neu übersetzte Einführungsdekret der Erstausgabe darlegt, beauftragten die

Regensburger Bischöfe eine Bamberger Offizin damit, diese prachtvollen Bände herzustellen. Leider gibt es einen Tippfehler im Datum dieses Dekrets (S. 94), der mich auf den ersten Blick etwas verwirrt hat. Gestalt, Musiknotation, Einbände und Abbildungen der verschiedenen Editionen werden im Beitrag ausführlich beschrieben. Anschließend analysiert und erläutert Lindmayr-Brandl die handschriftlichen Anmerkungen, die in einigen Exemplaren zu finden sind, und präsentiert so spannende Ergebnisse zu den Ursprüngen und zur Rezeption der Regensburger Missalien.

Wolfgang Horn beleuchtet in seinem Aufsatz die *Marienvesper* des Komponisten und Musiktheoretikers Joseph Riepel (1709–1782), des „Kammermusikus“ des Fürsten Thurn und Taxis, und gibt dabei einen Einblick in das musikalische Leben Regensburgs im späten 18. Jahrhundert. Die ursprüngliche Komposition mit nur vier Psalmen war für die benediktinisch-monastische Liturgie vorgesehen. Eine spätere Handschrift enthält einen fünften Psalm als „Vervollständigung“ für den nicht-monastischen, „weltlichen“ Gebrauch. Trotz ihres eher „volkstümlichen“ Klangs können diese Kompositionen – so Horn – durchaus als „Schätze“ anerkannt werden, auch weil sie Einblick in Riepels Kompositionstheorie geben können. Leider bleibt der Beitrag detailliertere Überlegungen zu dieser Frage weitgehend schuldig.

Das *Magnum Opus Musicum*, mit dem sich Bernhold Schmid in seinem Beitrag beschäftigt, ist für die Stadtgeschichte Regensburgs vor allem aufgrund seiner wissenschaftlichen Aufarbeitung im 19. Jahrhundert von Bedeutung. Schmid gibt eine detaillierte Beschreibung jener bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts durch seine Söhne angefertigten Gesamtausgabe der Motteten Lassos und analysiert den Aufbau der gedruckten Stimmbücher eingehend. Dabei konzentriert sich der Autor besonders auf ein Exemplar aus den Beständen Carl Proskes. Der Sammler war eine der zentrale Gestalten beim Aufbau der heute nach ihm benannten Musikabteilung in der Bischöflichen Zentralbibliothek. Er plante, das Gesamtwerk Lassos neu drucken zu lassen, und fertigte zu diesem Zweck Spartierungen aller im *Magnum Opus* enthaltenen Kompositionen an. Die Edition wurde allerdings nicht von Proske, sondern von Franz Xaver Haberl auf Grundlage der proskeschen Sparten fertiggestellt, wie Schmid anhand mehrerer handschriftlicher Anmerkungen in den Originalquellen beweisen kann.

Die Regensburger „Schätze“ erzählen aber auch Geschichten von anderen Orten. Barbara Eichner untersucht den umfangreichen Musikquellenbestand aus der Fürst Thurn und Taxis Hofbibliothek, der in der Frühen Neuzeit zur Benediktinerabtei Neresheim gehörte. Das heute für seine Kirche aus dem 18. Jahrhundert berühmte Kloster hatte keine wichtigen politischen oder dynastischen Verbindungen, aber trotzdem – wie die zahlreichen Choralhandschriften, handgeschriebenen und gedruckten Chorbücher und Stimmbücher sowie Orgeltabu-

laturen belegen – ein sehr ambitioniertes kirchenmusikalisches Leben. Eichner beschäftigt sich mit einem ganzen Kaleidoskop an Themenfeldern: So diskutiert sie präzise und stets wohlüberlegt die verschiedene Kontrafakturen und zusätzliche Motettentexte, Fragen der Konfessionalisierung, weltliche Musik im Kloster und die Aufführungspraxis des späten 16. und 17. Jahrhunderts.

Lucinde Braun nützt vier in Regensburg erhaltene Exemplare von barocken Orgelpredigtgedrucken als Ausgangspunkt, um die Geschichte dieses interregionalen Phänomens umfassend zu analysieren. Im Zentrum stehen die Fragen, wie und warum eine mündliche Predigt zur Einweihung einer neu gebauten Orgel den Weg in den Druck fand, wie und was im Druck präsentiert wurde und wie die Drucke rezipiert wurden. Einige der erhaltenen Exemplare beinhalten Hinweise auf ihre ursprünglichen Eigentümer: Die Indizien weisen hauptsächlich auf lutherische Pastoren hin. Auch kommen Persönlichkeiten aus dem Regensburger Bürgertum vor wie Johannes Peuchel (gest. 1631). Dieser besaß nicht nur einen Band mit verschiedenen Einweihungspredigten (inklusive Orgelpredigt), sondern engagierte sich darüber hinaus für den Neubau der evangelischen Kirche in Regensburg. Ein zweites interessantes Fallbeispiel in Brauns Beitrag ist Dominicus Mettenleider (1822–1868), der einen Nachdruck einer Orgelpredigt aus dem 17. Jahrhundert mit überkonfessionell gedachtem Zweck herausgab.

Gleich drei Beiträge beschäftigen sich mit Fragen der Entstehung von Quellen, wobei deren (hauptsächlich frühe) Rezeption ebenfalls eine wichtige Rolle spielt. In der Staatlichen Bibliothek gibt es eine große Sammlung von Fragmenten, die aus früheren liturgischen Pergamenthandschriften stammen und später für die Einbände gedruckter Bücher benutzt wurden. David Hiley führt die Leser*innen in den Kosmos der Regensburger Fragmente ein, von denen viele musikalische Notenschriften enthalten. Der Autor bespricht ein Beispiel aller im Mittelalter gebräuchlichen Notationstypen – von linienlosen Neumen bis hin zur Quadratnotation. Anschließend präsentiert er mehrere Quellen, die andere Notationsformen enthalten: Fragmente mit ambrosianischem Choral, Liturgierubriken, Mensuralnotation und Orgeltabulatur.

Der Beitrag von Franz Körndle beschäftigt sich dagegen mit einer vergleichsweise bekannten Quelle aus den Regensburger Sammlungen, den Stimmbüchern A. R. 775–777 der Bischöflichen Zentralbibliothek. Bislang verortete die Forschung die Entstehung der Stimmbücher in das Umfeld der Grazer Hofkapelle im späten 16. Jahrhundert. Körndle zeigt, dass die Indizien für eine Entstehung in Graz ziemlich spärlich sind. Nach einer kritischen Bewertung der Literatur und einer erneuten Analyse des Repertoires, der Besetzungsangaben, der Konkordanzen und der Datierung zeigt sich sehr deutlich, dass die Sammlung wohl nicht für eine Hofkapelle, sondern für eine Stadtpfeiferei gemacht wurde. Eine weitere Besonderheit der Sammlung ist die große Zahl der in ihr enthaltenen

Hochzeitsmusiken. Der genaue Entstehungskontext bleibt jedoch unsicher. An Körndles Aufsatz anschließend würde ein genauerer Vergleich der Handschrift mit den gedruckten Konkordanzen womöglich zusätzliche Ergebnisse zur Genese der Handschrift hervorbringen können.

Der Beitrag von Inga Mai Groote beschäftigt sich mit zwei Sammelbänden, die unter anderem musiktheoretische Traktate enthalten: Handschrift 98 Th. 4 der Bischöflichen Zentralbibliothek und Ms. 103/1 der Fürst Thurn und Taxis Hofbibliothek. Obwohl der tatsächliche Inhalt solcher Traktate laut Groote nicht immer „spannend“ sei, können die Überlieferung und die Schreibgewohnheiten – das „Kopieren, Kombinieren und Kompilieren“ – viel erzählen. Der erste Sammelband enthält neben verschiedenen musiktheoretischen Texten inklusive der *Flores musicae* von Hugo Spechtshart von Reutlingen auch arithmetische, kaufmännische und alchemistische Texte und Diagramme, die teilweise mit Glossen und Kommentaren erweitert wurden. Im Gegensatz dazu stellt die zweite Sammlung nur zwei anonyme, sich gegenseitig ergänzende Texte zur Musiktheorie nebeneinander. Durch absichtliche und bewusste Planung beteiligten sich die Sammler (und Buchbinder) an der Vermittlung von Musikwissen.

Ganz ähnlich wie die Sammelbände aus dem 16. Jahrhundert funktioniert auch das hier besprochene Buch *Musikalische Schätze in Regensburger Bibliotheken*. Es bringt bewusst sich bestens ergänzende Studien in einem Band zusammen. Der Band ist sehr schön durchgehend mit Farbabbildungen versehen und im Open Access online verfügbar. Da die Quellen und Geschichtsthemen so divers sind, eignet sich das Buch wohl kaum zur Lektüre in einem Stück. Man darf davon ausgehen, dass sich so mancher Leser direkt einzelnen für ihn besonders interessanten Kapiteln zuwendet. Das ist aber freilich auch in anderen wissenschaftlichen Sammelbänden mit einem abgegrenzteren Thema der Fall. Wer den Band nicht von vorne bis hinten studiert, verpasst jedoch die größten Stärke des Buches: Ausnahmslos alle Beiträge nehmen Quellenforschung in ihrer Vielfalt ernst und analysieren ihre Gegenstände trotzdem aus einem eigenen Blickwinkel. Alle diese Regensburger „Schätze“ sind es wert, näher beleuchtet zu werden, und dieses Buch gibt dem aufmerksamen Leser eine „Masterclass“ in musikwissenschaftlicher Quellenarbeit.

Paul Kolb